

Inge Hirschmann, Jahrgang 1962, war nach ihrem Pharmaziestudium fünfzehn Jahre als Apothekerin tätig. Die langen Notdienstnächte versüßte sie sich mit Schreiben. Seit dem Jahr 2000 arbeitet sie in der familieneigenen Papeterie mit und ist auch als Kunstmalerin und Grafikerin aktiv. Gerichtsmedizin und Giftwirkungen fesseln sie nach wie vor. Mit Mann und Tochter lebt sie im Rottaler Bäderdreieck.

INGE HIRSCHMANN

Bibergeil

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meine Familie und meinen herzensguten,
stets humorvollen und allzu früh verstorbenen Chef,
der mich vor vielen Jahren mit dem Bibergeil
bekannt gemacht hat.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/Andrew Kandel/Alamy
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-7408-0010-9
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Die Zahl potenzieller Naturfrevler nahm rasch zu. Freilich würden letzten Endes nur die wenigsten unter ihnen ihren feurigen Worten auch Taten folgen lassen, aber in jeder Untergrundgruppierung fanden sich in schöner Regelmäßigkeit ein paar Radikale, die nicht mehr lange fackeln würden.

Bald schon würde die Gartenhütte, in der sich der Zirkel der Verschwörer jetzt regelmäßig einfand, zu klein werden, um alle geheimen Mitglieder aufzunehmen. Dabei war sie wirklich geräumig mit der zusätzlichen überdachten Laube – diente sie doch sonst dem Zwecke zünftiger Geburtstagsfeiern und Spanferkel-Essen. In letzter Zeit allerdings musste sie einem finsternen Haufen Obdach gewähren.

Die Hütte samt Laube gehörte dem Weidingerbauern, der eigentlich nicht diesen Namen trug, sondern laut Personalausweis und Geburtenregister Franz Koberer hieß. In Hallerbach war es, wie in ganz Bayern, ein schöner alter Brauch, den Namen des Hofgründers über Generationen beizubehalten. Was bei neu rekrutierten Postboten stets für Verwirrung sorgte.

Erst kürzlich hatte Franz Koberer den Hof samt Partyhütte und Laube von seinem Vater übernommen, der ohne seinen Unfall mit dem Traktor wahrscheinlich so schnell noch nicht übergeben hätte.

»Irgendwas muss passieren mit diesen Biestern. Mein Vater dreht sonst noch komplett durch«, stellte der Hoferbe bekümmert fest.

»Ich bin für Abschießen«, forderte der Ledererbäck, der – zumindest vom Mundwerk her – Radikalste unter ihnen. Eigentlich hieß er gar nicht so, vielmehr hörte er auf den Namen Erwin Maxbauer. Seine Bäckerei hatte er schon vor zehn Jahren zusperren müssen, aber der Namenszusatz -bäck war ihm geblieben, und auf dem Anwesen lag seit Jahrhunderten der Name des Erbauers, Lederer eben.

»Abschießen geht nicht«, widersprach Frieder Maunz, der

Revierförster. Er hätte eigentlich gar nicht hier sein dürfen, weil es seine Aufgabe war, die Biosphäre zu schützen, anstatt sein Fachwissen dem üblen Plan zur Verfügung zu stellen, eine Tierspezies auszurotten – wenn auch nur vor Ort.

»Traust dich nicht«, ätzte der radikale Ledererbäck.

»Nein, schießen trau ich mich ganz bestimmt nicht. Aber nicht aus Angst davor, erwischt zu werden. Wenn man einen Biber erschießt, sind alle anderen sofort im Wasser. Und wenn du ins Wasser reinschießt, sind die Querschläger absolut unberechenbar. Deshalb trau ich mich nicht, du Maulaffe!«

Allgemeines Gelächter. Sowohl der Förster als auch der Ledererbäck waren hitzige Naturen, und die Aussicht auf eine zünftige Rauferei war ein Lichtblick vor dem düsteren Hintergrund der Versammlung. Aber beide besannen sich. Keiner von ihnen wollte schuld sein, dass diese wichtige Konferenz scheiterte.

»Wie wär's denn mit Giftködern?«, schlug der Behammer Martl vor.

»Gern – wenn du mir erklärst, wie man Baumrinde vergiften soll, und zwar so, dass nur die Biber sie fressen und nicht die Rehe und andere Tiere.« Nein, seine kostbaren Rehe wollte der Maunz sich nicht vergiften lassen: Was er so an die Wirtshäuser der Umgebung lieferte, brachte ihm ein ordentliches Zubrot.

»Und wenn wir versuchen würden, sie zu vergrämen? Mit irgendwas Stinkigem zum Beispiel ...« Dieser Vorschlag kam vom Weidingerbauern.

Auch hiergegen hatte der Förster leider ein Argument. »Vergrämen? Das sind im Prinzip große, fette Ratten. Denen graust's so leicht vor nichts.«

»Dann mach du halt mal einen Vorschlag, Frieder. Du bist hier der Experte«, raunte der Ledererbäck zunehmend unzufrieden.

»Ja nun, man könnte einen Versuch mit hoch dosierten Östrogenen im Wasser machen. Aber dafür bräuchten wir Unmengen ...«

»Die Antibabypille für Biber Mädels?«, sagte laut auflachend

ein anderer, der sonst nicht viel beizusteuern hatte, sich aber gern über alles Mögliche lustig machte.

»Bei manchen Fischen funktioniert es schon, obwohl es nicht soll.« Maunz ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Heute hielt er sich mit dem Bierkonsum stark zurück. Vielleicht hatte ihm doch endlich einmal wer gesagt, dass er nach der zweiten Halben sozial unverträglich wurde. Sein armes Ehefrau wusste ein Lied davon zu singen. »Die Abbauprodukte der Pille im Urin der Frauen rutschen durch jede Kläranlage durch und machen die Fischmännchen unfruchtbar. Glaub schon, dass das auf lange Sicht auch bei Bibern funktionieren würde. Das Problem ist nur: Hormone sind verschreibungspflichtig. Ich fürchte, da versteht unser Heini keinen Spaß.« Gemeint war der Apotheker.

»Nein, der Baumer Heini ist biberneutral. Für so was riskiert der nicht seine Zulassung«, meinte der Heimatpfleger Hartwig, dem die Biber große Sorge bereiteten wegen einer denkmalgeschützten Kapelle, die das Pech hatte, zu nahe an der Biberburg zu stehen. Ohnehin lagen im Markt Hallerbach die Nerven blank in diesem verrückten Sommer des Jahres 2013, ein paar Wochen nach den jetzt schon als Jahrhunderthochwasser bezeichneten Überschwemmungen an Donau und Inn, die den ufernahen Städten und Siedlungen schlimme Wunden schlugen, Menschen um ihr Hab und Gut gebracht und zahlreiche Betriebe in den Ruin getrieben hatten. Auch der Hallerbach hatte sich da in einen reißenden, strudelnden Strom verwandelt, allein der vor etwa drei Jahren von einem vorausschauenden Bürgermeister errichtete Uferdeich hatte den Ort vor Schlimmerem bewahrt. Und jetzt waren da die Biber und wühlten in dem Schutzwall herum!

»Und selbst wenn«, wandte der Förster ein. »Der Massinger hat da einen Fischweiher weiter bachabwärts.« Die Rede war vom Postwirt. »Wenn dem seine männlichen Fischesser auf einmal einen Mordsbusen kriegen, fliegt die Sache irgendwann auf.« Auffliegen durfte da nichts, wenn man als Förster seine Hände im Spiel hatte. Beamtenstatus in höchster Gefahr!

»Ach was, den Busen bekommen sie eh schon vom Bier«,

winkte Hartwig ab, der überzeugter Abstinenzler war. »Da fällt ein bisschen mehr Brustgewebe auch nicht mehr auf.«

Allgemeines Gelächter. Manch einer jedoch begann jetzt im Stillen, seinen Bierkonsum zu hinterfragen. Was dem Gastgeber nur recht sein konnte, obwohl er noch einen Reservekasten im Keller vorrätig hielt.

»Was immer wir gegen die Biester unternehmen, wir müssen da sakrisch aufpassen. Der Holzinger Karl kommt uns sonst garantiert dahinter. Und der arbeitet als Polizeikommissar schon von Rechts wegen für die Gegenseite.«

»Ja, der bringt eine Aufklärungsquote wie der Derrick, heißt's. Und eine Geheimwaffe hat er auch noch: seinen Onkel«, murkte der Förster.

Max Leitner, der Onkel von besagtem Oberkommissar Holzinger, war ein ganz besonderes Kaliber. Schon die Tatsache, dass er als Polizist ausgeharrt hatte bis zum Erreichen des Pensionsalters, machte ihn zu einem Ausnahmefall. Davor war er in der Hauptsache als Personenschützer tätig gewesen, ein kräftezehrender Job, der die Fitness eines Marathonläufers, die Kampfkunst eines Ninja-Kriegers, die Nervenstärke einer Kindergärtnerin und alle die Fähigkeiten voraussetzte, die Psychologen und Profiler auszeichneten.

Und doch hatte es den Anschein, dass ihm immer noch zu viel Kraft übrig geblieben war. Jeden Tag und bei jedem Wetter sah man ihn den Hallerbach hinauf- und hinunterjoggen, und das zu Zeiten, zu denen sich die eingefleischtesten Frühaufsteher noch den Schlaf aus den Augen rieben. Darüber hinaus organisierte er in den Sommerferien Gelände- und Orientierungsläufe für Jugendliche, die von solchen Exkursionen im Gegensatz zu Max Leitner immer völlig erledigt und ausgepumpt zurückkehrten. Dennoch war sein Ferienprogramm beliebt – insbesondere bei jenen, die eine Karriere beim Bund anstrebten. Jungs aus Hallerbach und Umgebung wurden vom Militär gern genommen. Die Grundausbildung war für sie meist ein Klacks.

»Ja, Geheimwaffe hin oder her«, sagte da der Ledererbäck, immer noch stänkerig gestimmt. »Mit dem Gesindel, das Tag

für Tag über die Grenze kommt und uns beklaut, wird nicht mal dein Bayerwald-Derrick fertig. Wir sollten uns endlich das trauen, was sich andere schon lange getraut haben: Schlagbaum quer über die Straße, Grenze wieder dichtmachen. Dann könnten die ihr Diebesgut auf Rückenkraxen heimtragen. Und überhaupt: Mit dem stimmt's doch eh hinten und vorn nicht, oder?«

»Was ... mit dem Max? Du, pass fein auf, Bürscherl, was du sagst!«, ereiferte sich jetzt ausgerechnet der biedere Heimatpfleger Matthias Hartwig, ein leicht rundlicher kleiner Mann Ende sechzig mit einem kurz geschorenen weißen Haarkränzchen und einem Mordstrumm von Schnauzbart.

Der Ledererbäck war zwar etliche Jährchen jünger als er, aber rein vom Typus her schon längst kein »Bürscherl« mehr.

»Schmarren, ich red doch nicht von deinem heiligen Max. Seinen Neffen mein ich, den Superbullen. Oder soll ich besser sagen, den Rauschgoldengel?«

Ein paar Lacher erntete er schon für diesen Ausdruck. Die äußere Erscheinung von Oberkommissar Karl Holzinger war vom guten alten Derrick ungefähr so weit entfernt wie die Erde vom Mond. Schon als Kind war Karl ein ausnehmend hübscher Bursche gewesen, mit großen blauen Augen und einem sonnenblonden Lockenköpfchen, weswegen er beim Krippenspiel zu seinem Verdruss auch immer die Rolle vom Engel Gabriel zugeteilt bekommen hatte.

Woher die Locken kamen, wusste in seiner Familie keiner so recht, denn seine Mutter war alleinerziehend. Karl war in den frühen Siebzigern entstanden, sozusagen im Hochmittelalter der Hippiekultur. Ein Jahr oder so zuvor hatte seine Mutter, eine gelernte Krankenschwester, einfach ihr Bündel geschnürt, sich beim Roten Kreuz freiwillig zu einem Auslandseinsatz im Sudan gemeldet und war mit dem Bauch voll lustiger Sachen zurückgekommen – also, schwanger halt mit dem Karl.

Max hatte sich der ledigen Mutter, die seine Cousine war, angenommen, sie und den Buben immer unterstützt und jedem, der nachfragte, erzählt, dass die Vera eigentlich eine Kriegswitwe war. Weil nämlich der Erzeuger von ihrem Buben

im heldenhaften Einsatz für die Verwundeten einfach so erschossen worden sei. Und das nur einen Tag, bevor sie vor dem Feldpriester den Bund der Ehe schließen wollten.

Die Geschichte war zum Heulen tragisch und der halb verwaiste Junge so lieb und anständig, dass ihn einfach jedermann gernhaben musste.

Am allergernsten hatte ihn sein Onkel Max. Wie ein Vater. Und wenn die beiden nicht von der Optik her so völlig verschieden gewesen wären, man hätte glatt meinen können, er und die Vera ... Aber es gehörte sich nicht, so etwas Unanständiges überhaupt zu denken.

»Was hast du eigentlich gegen ihn? Dass er besser aussieht als du? Weißt, mit dieser Tatsache müssen die meisten von uns leben. Er hat halt italienische Wurzeln, und die Italiener, die sind schon von Haus aus viel schöner und eleganter als wir Bajuwaren.«

»Blödsinn! Aber findest du das vielleicht normal, dass er keine Frau hat und nicht mal eine Freundin? Immer noch nicht, obwohl er stramm auf die vierzig zugeht.«

»Wieso? Der Max hat doch auch keine ...« Blödes Argument, fiel Hartwig jetzt ein.

Prompt fing auch der Behammer Martl recht frozdelig zu kichern an, während der Förster gleich richtig dreckig loslachte.

»Er ist doch erst seit ein paar Jahren wieder aus Nürnberg zurück. Was dort war, wissen wir alle nicht. Vielleicht haben sie seine Liebste vor seinen Augen erschossen, oder was. So traurig, wie der manchmal schaut ...« Es war nicht zu überhören, dass Matthias Hartwig den Neffen seines Stammtischbruders Max Leitner gern leiden mochte. »Also noch mal: Auf den Jungen lass ich nichts kommen, der ist schon in Ordnung. War selbst als Teenager grundanständig. Seine Mama hat ihn schließlich sogar in einen Karatekurs gesteckt, damit er sich endlich Ellenbogen zulegt.«

»Falsch. Der Max hat ihn in den Karatekurs gesteckt. Der war immer dahinterher, dass der Junge endlich zum Kerl wird.«

»Ist doch eh wurscht. Aus dem ist ein guter Polizist geworden, sexuelle Ausrichtung hin oder her. Obwohl ich nach wie

vor glaub, dass er eher auf Frauen steht. Nur weil er deine Tochter hat abblitzen lassen, heißt das ja wohl noch lange nichts.«

»Lass meine Tochter aus dem Spiel!«, brüllte der Ledererbäck, dass die Bierflaschen auf dem Tisch nur so wackelten. »Und guter Polizist – von wegen. Der kriegt die Lage hier vor Ort einfach nicht in den Griff.«

»Wegen der Biber, oder was jetzt?«

»Er meint, wegen der Diebesbanden aus dem Osten«, korrigierte der Förster überraschend konzentriert und unaggressiv.

»Das bringt uns jetzt aber zu weit vom Thema ab«, wandte der Weidingerbauer ein, der von den landschaftsbaulichen Veränderungen durch die Biber mit am schlimmsten betroffen war.

»Aber sagen wird man's ja wohl mal dürfen«, beharrte der Ledererbäck. Er war Frührentner und hatte kein anderes Hobby, als ständig aktiv gegen irgendwas zu sein. In Wahrheit hatte er durch die Biber nicht den geringsten Schaden erlitten.

»Es geht ja nicht nur um Kleinigkeiten wie Fernseher und Autoradios, sondern um ganz handfeste Luxuskarossen, die uns diese Banden von drüben vor der Nase wegklausen. Und als Ausgleich überschwemmen sie uns mit ihrem Rauschgift, das unseren Kindern die Birne weichkocht.« Womit er ausnahmsweise gar nicht so unrecht hatte.

So hübsch sich der idyllische Markt Hallerbach auch für den Fremdenverkehr präsentierte: Hinter den Kulissen sah es weniger schön aus. Die tschechische Grenze – und somit die berühmten Vietnamesenmärkte mit ihren Drogenküchen, die so üble Gemeinheiten wie Crystal Meth ausbrüteten – lag nur einen Steinwurf weit entfernt. Um die Jugendlichen des Zweieinhalbttausend-Seelen-Ortes musste man sich ernstlich Sorgen machen. Mehr noch als um die Autos, weil die meisten ja sowieso vom Hof des steinreichen Gebrauchtwagenhändlers Joachim Rapp weggeklaubt wurden, den hier am Ort schon aus purem Neid niemand so recht leiden konnte. Es ging allerdings auch das Gerücht, dass ihm die Diebstähle bisher nicht wirklich geschadet hatten, weil er gut versichert war.

Der Weidingerbauer rammte seinen Bierkrug auf den Tisch, um die Aufmerksamkeit der Versammlung zurückzugewinnen,

die drohte, in kleine separate Diskussionsrunden auszufransen, statt produktive Vorschläge in dieser so wichtigen Sache auszubrüten. »Zurück zum Thema, Leute! Was machen wir nun gegen die Biester? Hat wer einen Plan?« Das traute er sich jetzt einfach mal. Schließlich war es seine Laube. Und sein Bier.

Eigentlich war er vom Naturell her ein ruhiger, besonnener Mensch, der es scheute, sich in den Vordergrund zu drängen. Aber gerade jetzt machte er sich schwere Sorgen um seinen Vater. Weniger um dessen körperliche Verfassung, denn die Verletzungen infolge des Unfalls mit dem Traktor waren gut verheilt. Nur um den seelischen Zustand des Altbauern stand es nicht zum Besten. Es schien, als würden unerfüllte Rachegefühle ihn von innen heraus auffressen.

2

Es war jetzt gerade eben nicht mehr stockdunkel, dennoch wollte ein jeder Schritt genau erwogen sein. Die Böschung war tückisch schlüpfrig, und er durfte auf keinen Fall stürzen. Dann nämlich würden im besten Falle sechs Monate Planung für die Katz gewesen sein sowie zwei Tausender vertan, schlimmstenfalls aber er selbst mausetot und seine sterblichen Überreste in einem Zustand, der zur Bergung eher ein Sieb erfordern würde als eine Trage.

Dazwischen lagen Möglichkeiten in allen Schattierungen. Zum Beispiel diese: »Mysteriöses Fischsterben im Hallerbach – Ermittler stehen vor einem Rätsel.« Oder: »Angler von Unterwasserbombe zerfetzt.« Oder: »Kinder finden Plastiksprengstoff im Hallerbach – drei Todesopfer.«

Bei näherer Betrachtung war der schlimmste Fall, den er sich vorstellen konnte, längst nicht der schlimmste. Besser, es zerrisse ihn selbst als unschuldige Kinder.

Und trotzdem machte er weiter. So gründlich, wie er alles geplant hatte, durfte einfach nichts schiefgehen.

Linker Hand konnte er jetzt die unscharfen Umrisse der Burg ausmachen. Rechts davon, ungefähr zehn Meter flussabwärts, lag der Damm. Auf der Seite, wo das Wasser aufgestaut war, musste es gut zwei Meter tief sein. Unmöglich, hier einen Sprengsatz anzubringen, obwohl die Schockwelle da vielleicht auch die vermaledeite Burg zerstört hätte. Noch unmöglicher, die Burg selbst anzugreifen: In ihr wohnten wehrhafte Gesellen, das hatte der Hund von der Bichlerin ja schon auf drastische Weise erfahren müssen. Und dieser Köter war wahrhaftig eine Kampfmaschine!

Langsam, jeden Schritt tastend ergründend, watete er in den Fluss, der laut Wasserwirtschaftsamt eigentlich noch ein Bach war und an dieser Stelle, knapp hinterm Damm, auch so aussah, indem der Wasserspiegel gerade eben Kniehöhe hatte. Inbrünstig hoffte er darauf, dass kein Wächter-Biber in

der Nähe war, der nicht nur sein Tun vereiteln, sondern ihm auch noch eine wichtige Beinarterie durchbeißen würde, wie unlängst anderswo einem Mann geschehen, der diesen Ungeheuern versehentlich zu nahe gekommen war. Verblutet war der, keiner hatte ihm mehr helfen können.

Ja, das war auch noch ein möglicher Ausgang dieser Aktion.

Es schien ihm eine Ewigkeit, bis er die ungefähre Mitte des Gewässers erreicht hatte. Wenn, dann musste der Schlag von hier ausgehen, nur im Herzen des Damms würde eine Explosion genug Schaden anrichten, um die Invasoren zu vertreiben. Es hieß, dass sie ihre Burgen aufgaben, sobald der Eingang nicht mehr von Wasser bedeckt war. Aber es hieß ja auch, Biber seien harmlos und würden keinen Schaden anrichten.

Was ihm gerade durch den Kopf ging, verzerrte Firmian Koberers wettergegerbtes Gesicht zu einer unschönen Grimasse. Sein Traktor – liebevoll »Hubert« genannt nach dem Onkel, der ihm seinerzeit den Hof vererbt hatte – war nur noch ein Haufen Schrott, nachdem er damit in einen Bibergang geraten und gekentert war wie ein Fischerboot auf hoher See. Ein Wunder, dass ihm selbst nichts Schlimmeres passiert war als der Verlust seines rechten Ohres. Männer sind ja zum Glück nicht allzu eitel, schon gleich gar nicht, wenn sie deutlich über sechzig sind. Aber wenn sie über sechzig sind und frisurtechnisch nur mehr das Modell »Skinhead« zur Debatte steht, dann ist es schon blöd ohne Ohr auf der einen Seite. Neben Hubert also noch etwas, das Koberer den Bibern sehr, sehr übel nahm.

Am schlimmsten aber war das mit dem Bulldog ... und dass er ungefähr ein Viertel seiner landwirtschaftlichen Nutzfläche praktisch nicht mehr mit seinen Maschinen befahren konnte. Wegen der Instabilität des Untergrundes, verursacht durch die Machenschaften der Biber.

Weg mussten sie, diese Teufel!

Alten Bauern wird ja manchmal boshafterweise nachgesagt, sie seien ein wenig hinterkünftig und eigentlich Technikverweigerer, wenn es sich nicht gerade um eine landwirtschaftliche Maschine handelt. Sollte das statistisch nachweisbar sein, so fiel Koberer da ziemlich aus dem Rahmen.

Zugegeben, erst hatte ihm sein Sohn Franz eine kleine Einweisung erteilen müssen, aber von da an hatte der Altbauer Feuer gefangen wie der Heustadel nach dem Blitzschlag und war vom Computer nicht mehr wegzukriegen. Das ging so weit, dass der Sohn schon zu radikalen Mitteln greifen musste, um auch einmal ans Internet zu kommen. Was hieß, dass er seine Tochter Julia – die Enkeltochter vom Firmian also – vorschickte, und die musste dann zum Gotterbarmen betteln, weil sie kindergartentechnisch auf die Webseite von der Sendung mit der Maus gehen und was recherchieren sollte. Und was da an Ausreden ihrem Papa noch so einfiel. Hinterher hockte dann nämlich immer der Franz vor dem Gerät. Der Sohn, nicht die Enkeltochter. Die hatte es sowieso eher mit völlig unvirtuellen Barbies und Frisierköpfen.

Spätestens nach Mitternacht jedoch gehörte das World Wide Web wieder Firmian, dem Altbauern. Sein Sohn und dessen Frau Margit mussten früh raus, die Tiere versorgen. Der Opa hingegen hatte seit der Tragödie mit dem abgerissenen Ohr Schonzeit. Und überhaupt: Jeder, der einigermaßen rechnen konnte, und insbesondere ein Landwirt, hatte Nachtstrom. Da kostete das Surfen gleich noch viel weniger.

Den Plastiksprengestoff hatte er auch ersurft. Inland, versteht sich. Man schaut sich ja manchmal im Fernsehen »Achtung, Kontrolle« und dergleichen an, nicht wahr. Woher das Zeug kam, war dem Koberer wurscht. Vielleicht von irgendeinem Möchtegern-Extremisten, der zuletzt doch noch kalte Füße gekriegt hatte.

Terror gegen Biber? Wenn er dazu aufgerufen hätte, hätten mindestens fünfzig Leute im Ort »Hurra« geschrien. Aber auf diese Weise ging das nicht. Als Landwirt hatte man schließlich Erfahrung mit den Behörden. Meistens keine gute. Sein Sohn war ihm da auch keine Hilfe, der traute sich sowieso nie, gegen die Ämter aufzumucken, und schien schlichtweg resigniert zu haben.

Also das Ross keinesfalls von hinten aufzäumen wie der Heimatpfleger, der sich so leidenschaftlich gegen die Biber echaufferte, dass es schon zuweilen peinlich war, ihn bei den

Bürgerversammlungen immer wieder das gleiche Klagelied herunterleiern zu hören. Und das nur, weil er eine halb verrottete Holzkapelle retten wollte, von der er befürchtete, die Biber könnten sie mit einem Baum verwechseln und versehentlich fallen.

Aber ja, wahrscheinlich müssen Heimatpfleger so sein, dachte Koberer, während er vorsichtig seinen Sprengsatz im Gezweig des Dammes verstaute, so tief drin, wie es nur ging.

An dieser Stelle war das Bauwerk einen Meter höher als er. Jeden Augenblick rechnete er damit, dass ihn eines der Biester von oben anspringen und ihm das Genick durchnagen würde. Nie in seinem Leben hatte er etwas getan, was so viel Mut erforderte.

Als er den Wecker stellen musste, der die Zündung aktivieren sollte, zitterten seine Hände so heftig, dass er fürchtete, er würde es nicht schaffen und so kurz vor dem Ziel noch scheitern.

»Ich bin wichtig – ich bin wichtig – ich bin wichtig ...«, murmelte er vor sich hin. Diesen Trick hatte er irgendwann einmal in so einem Frauenblättchen gelesen, wie sie in den Wartezimmern der Ärzte herumlagen, Mantra nannte sich das. Und siehe da, das Zittern verlor sich. Da behauptete noch mal einer, die Psychofritzen würden nichts taugen!

Nach vollbrachter Tat watete er zurück ans Ufer, so schnell, als würden böse Dämonen ihn hetzen. Und rannte und rannte, dass seine nicht mehr gar so geschmeidigen Gelenke knackten, bis zu einem großen Findling, hinter dessen Deckung er sich sicher wähnte. Denn zuschauen wollte er schon bei dem, was er da in Gang gesetzt hatte.

Langsamer als gedacht verstrich die Zeit. Schon begann er zu fürchten, der verdammte Wecker hätte vorzeitig den Geist aufgegeben, da ging es auf einmal los. Und wie!

Ein Krachen, das das ganze Feld erzittern ließ, ein Feuerball, brennende Zweige und auch größere Teile, die in alle Richtungen katapultiert wurden – sogar bis zu dem Findling und darüber hinaus. Koberer sah sie kommen und verharrte fasziniert fast einen Augenblick zu lang bei der Beobachtung dieses scheinbar schwerelosen Schwebens riesiger Leuchtkäfer, duckte

sich gleichsam im allerletzten Moment noch weg. Brennendes Reisig flatterte über ihm davon wie aufgeschreckte Rebhühner.

Ein Treffer hätte ihn leicht das zweite Ohr kosten können oder gleich den ganzen Schädel.

Zum Glück hat es die letzten Tage geregnet, sonst hätte ich meinen Mais wohl vergessen können, dachte Koberer. Aber nein, das war ja mittlerweile der Mais seines Sohnes. Seit er den Hof übergeben hatte halt. Aber auch wenn er mit dem Franz um die Benutzung des Computers gelegentlich in Streit geriet: Sohn war Sohn – und ohne Maisernte konnte der vielleicht auch den Austrag nicht mehr zahlen.

Und der alte Koberer sparte auf einen plastischen Chirurgen, weil ihm das mit dem Ohr schon irgendwie zuwider war.

Ja, wie auch immer: Die Explosion war vom Feinsten, der verfluchte Biberdamm flog praktisch senkrecht in die Höhe. Zumindest in der Mitte, denn insgesamt war das Gebilde eher bogenförmig. Und dann fiel das meiste davon brennend ins Wasser, das ja jetzt eine ordentliche Strömung hatte, weil es das Gefälle von zwei Metern auf einen halben schnell wieder ausgleichen wollte. Wie ein Floß riss es das ganze Gelumpe talwärts, richtig schön war das anzuschauen.

Der Altbauer bedauerte einen Moment lang, dass der Franz und seine Margit und die kleine Julia nicht bei diesem Spektakel zuschauen konnten, aber die hatte er aus kriminaltechnischen Gründen lieber aus der Sache herausgehalten, denn: Einer verplappert sich immer. Insbesondere im Kindergarten wollte er mit seinem schönen Feuerwerk nicht zum Superstar werden. Die Kindergärtnerinnen waren ja allesamt ziemlich grün angehaucht und somit auch bibergeil. Eleganter ausgedrückt: dem Biber als Wiederbesiedler eines verloren geglaubten Habitats extrem freundlich gesonnen.

Es verlangte ihn jetzt nach einer ordentlich starken Zigarre. Er hatte keine Ahnung, warum er wie andere Altbauern so gern Zigarren rauchte. Vielleicht, weil auch sein Vater und Großvater und der besagte Onkel Hubert es schon so gehalten hatten. Es gehörte einfach dazu, zumindest beim Koberer.

Genüsslich stellte er sich vor, er hätte eine zwischen den

schmalen Lippen hängen, und schaute dem Damm beim Davonschwimmen zu ...

Einen Sekundenbruchteil später stürzte er keuchend querfeldein hinterher.

Was war das, was da aus dem ganzen Gemenge hervorstach wie eine Heugabel? Auf jeden Fall etwas mit fünf Fingern dran!

Der Altbauer lief so schnell wie die letzten zehn Jahre nicht mehr. Ein Glück, dass er dabei nicht versehentlich in einen Bi-bergang trat, bei der Geschwindigkeit hätte es ihn wahrscheinlich den Oberschenkelhals gekostet. Was wahrlich schlimmer war, als nur ein Ohr zu verlieren.

Zwei-, dreimal noch erhaschte er einen Blick auf das, was da aus dem verbrannten Geäst ragte. Kein Zweifel, es war eine menschliche Hand – daran ein Stück Armknochen, etwas wie Fleischreste ...

Beim letzten Blick auf das bleiche und blutige Ding fiel Firmian Koberer auf die Knie nieder und schluchzte: »Herrgott, was hab ich getan?«

3

Martin Krammer war sechzehneinhalb Jahre alt und ein Paradebeispiel für die gefährdete Hallerbacher Jugend. Crystal Meth hatte er zwar wohl noch nicht probiert – dafür sah er nicht heruntergekommen genug aus. Martin hatte es mehr mit dem Wodka. Vorzugsweise auf dem Kinderspielplatz, wo der Bayerwald-Derrick ihn schon diverse Male aufgesammelt und eingebuchtet hatte, um ihn auszuntüchtern, ehe seine Eltern ihn auf dem Revier abholen durften.

Oberkommissar Karl Holzinger hatte sich auch immer ordentlich um den Jungen gekümmert, wenn der in seiner Arrestzelle saß, ihm ein gesundes und reichhaltiges Frühstück gemacht und ihm ein übers andere Mal gut zugeredet. Aber nie hatte er dafür einen anderen Dank geerntet als die kühle, über allen Dingen stehende Verachtung eines Menschen, der meint, alles von der Welt zu wissen, und in Wahrheit nur das wusste, was seine falschen Freunde ihm beigebracht hatten.

Ein paar von ihnen kannte Holzinger besser, als ihm lieb war. Zwei schlugen sich mit Gelegenheitsjobs durch, meistens auf dem Autohof von Joachim Rapp. Der Gebrauchtwagenhändler war überhaupt ein richtiger Lumpensammler, selbst seine fest angestellten Mitarbeiter Wassili Kurow und dieser Boris Bobrow machten auf viele den Eindruck, als sollte man ihnen besser nicht im Finstern begegnen. Mit solchen Leuten hing Martin Krammer herum.

Kein Wunder also, dass Gammeln, Saufen und Party machen sein Lebenszweck waren. Sein Vater, der Sägewerksbesitzer, hatte schließlich Kohle genug für sie alle, wozu sollte Martin da einen Beruf erlernen? Wäre auch schwierig geworden ohne Schulabschluss. Richtig gut konnte er eigentlich nur zweierlei: chillen und andere unter den Tisch saufen. In letzterer Disziplin war er in seiner Altersklasse unschlagbar, nur gegen die beiden Deutschrussen kam er nicht an.

Warum der Krammer Martin dann schon so früh auf den

Beinen war? Falsche Frage: Er war *so spät* noch auf den Beinen. Auf dem Heimweg von dem geilen Wetttrinken auf dem Spielplatz, wo er und seine Bande wieder einmal mit dem Holzinger Karl Verstecken gespielt hatten. Obwohl der Kommissar schon mit den Autoschiebern genug Stress hatte. Da er nun einmal in Hallerbach wohnte, fiel es ihm schwer wegzuschauen, wenn die Jugendgang den Spielplatz verwüstete, und ihre Aktivitäten kosteten ihn so manche Stunde seines Nachtschlafes.

Martin hatte das heutige Wettlaufen gewonnen – Wassili und Boris waren nicht dabei gewesen –, aber jetzt auf einmal fühlte es sich an wie ein Pyrrhussieg. Nicht dass der Junge gewusst hätte, wer Pyrrhus gewesen war. Aber als er den Feuerball gewährte, der mit einem ohrenbetäubenden Knall viel zu nahe an seinem Heimweg hochstieg, und Augenblicke später eine gewaltige Druckwelle ihn von den Füßen riss, wie es der stärkste Wodka nicht zustande brachte, da dachte er einen Moment lang, er würde gleich die Englein singen hören. Und dass es nicht übel wäre, wenn er jetzt noch ein wenig mehr Gewalt über seine Beine hätte. Zum Weglaufen halt.

Zum Aufrappeln immerhin reichte es gerade noch. Und das verschaffte ihm einen besseren Ausblick auf die riesige lodernde Masse, die den Hallerbach herab auf ihn zugeschossen kam. Vor Schreck fiel er erneut hin und krabbelte panisch rückwärts wie ein Krebs davon, vom Uferweg fort hinein ins hohe Gras der Wiese. Normalerweise mochte er hohes Gras nicht, er ekelte sich vor all dem Getier, das darin hauste, allem voran Zecken und Spinnen. Aber wenn ein massiver Wall aus Ästen, Zweigen und weiß der Teufel was noch alles in grellen Flammen auf dich zurast, da kannst nicht wählerisch sein mit deinem Fluchtweg.

Wenn ich das überlebe, dachte der Martin in einem Anfall von Wahnsinn, dann geh ich nie wieder zum Komasaufen. Lieber Gott – mach, dass mich das Ding da nicht grillt oder platt walzt!

Vernünftig wäre jetzt gewesen, wenn er sich flach auf den Bauch gelegt hätte, so hätte er sogar eine weitere Explosion überleben können. Noch sinnvoller, wenn er schnell davon-

gelaufen wäre. Aber an Laufen war nach eineinhalb Flaschen Wodka nicht zu denken.

Da er auf die erste Möglichkeit nicht kam und die zweite undurchführbar war, blieb er wie festgebannt im hohen Gras knien, während der Matsch in seiner kunstvoll durchlöchernten Jeans hochkroch, und schaute der Feuerwalze zu, wie sie an ihm vorbei den Hallerbach hinuntertrieb.

Nicht an allen Stellen brannte es, an den Seiten schien die amorphe Masse zu nass dafür zu sein. Und an einer dieser nasen Regionen ragte etwas daraus hervor, das dem sonst keiner Autorität zugänglichen Jungen den Ausruf entlockte: »Jessas, Maria und Josef!«

Was er sah, war eine bleiche menschliche Hand mit gespreizten Fingern und etwa zwanzig Zentimeter Armknochen dran. Den Rest verbarg gnädig das Gewirr der Zweige.

Martin hatte nicht mehr die Kraft, von diesem unheilvollen Ort zu fliehen. Der Alkohol traf ihn in seinem Schockzustand mit voller Wucht, er rollte sich im feuchten Gras zusammen und fiel in einen nahezu komatösen Schlaf.

Es wäre zu erwarten gewesen, dass er sich nach dem Erwachen an rein gar nichts erinnerte. Aber folgenschwerer Weise kam es anders. Die dunkelroten Fleischfetzen an den bleichen Knochen und die weißliche, ausgeblutete Hand am oberen Ende hatten sich gleichsam eingebrannt in sein Hirn, gegen dieses Horrorbild kam selbst der stärkste Alkohol nicht an.